

Oh brother what art thou? – Zum Narzissmus der kleinsten Unterschiede¹

(Erschienen in: „Mutter, Vater und andere Genealogien“. Hg. von U. Kadi, S. Schlüter, E. Skale. Wien: Eigenverlag der Wiener Psychoanalytischen Akademie, 2019)

Hänsel und Gretel verlieben sich im Wald, es war so finster und auch so bitterkalt, heißt es im Kinderreim. Mit vereinten Kräften gelang es den Geschwistern jedoch, die böse Hexe zu überwältigen und, wenn man so will, den Vater zu übertrumpfen, indem sie die Familie aus der Armut befreien.

Das Märchen der Gebrüder Grimm aus dem Jahr 1812 beginnt damit, dass die Geschwister den Eltern helfen und arbeiten sollen, jedoch lieber miteinander spielen. Die unüberwindliche Armut der Familie veranlasst die Mutter (in einer späteren Version von 1840 die Stiefmutter), den Vater zu überreden, die Kinder in den Wald zu schicken, um sie dort verhungern zu lassen. Durch eine List finden die Kinder zwar einmal, jedoch kein zweites Mal zum Elternhaus zurück.

Im Wald geraten sie in die Fänge einer bösen Hexe, die die beiden verspeisen möchte. Durch einen Hinterhalt gelingt es Bruder und Schwester, die Hexe in einen Ofen zu stoßen und den Vater mit einem gestohlenen Schatz – die (Stief-)Mutter ist in der Zwischenzeit praktischerweise verstorben – aus der Not zu befreien.

Nun vom Märchen zur Realität oder vielmehr zur psychischen Realität des Märchens. Ich möchte mich hier bemühen, zu zeigen, dass es in den letzten Jahrzehnten zu einer Geringschätzung des Zusammenhalts unter Geschwistern seitens der Psychoanalyse gekommen ist. Ich werde versuchen, darzustellen, welche Gründe es für diese Widerstände geben könnte und hoffe, diese damit ein Stück beiseite zu schieben. So mir dies gelingt, möchte ich herausarbeiten, welche wichtige Stellung das, was ich „das Geschwisterliche“ nennen werde, in der theoretischen und klinischen Psychoanalyse einnehmen kann.

Ich beginne meinen Versuch mit dem Verweis auf das im Herbst des vergangenen Jahres (2017) erschienene *Psyche-Doppelheft* zum Thema Geschwister. Genauer: zum Thema Geschwister und Psychoanalyse.

Der darin abgedruckte Artikel von Susanne Döll-Hentschker bietet einen sehr detaillierten und informativen Überblick über die Stellung des Geschwisterthemas in der Psychoanalyse in Vergangenheit und Gegenwart. In diesem Abriss wird deutlich, dass Geschwister als Gegenstand der Psychoanalyse im Laufe der Zeit immer wieder

¹ Der Vortrag „*Und wenn es nicht die Wahrheit ist, so ist's doch nicht gelogen. Psychoanalytische Überlegungen zur Prävention*“, den Frau Datz am 22. Februar 2021 im SAP gehalten hat, wird in einem späteren Heft unserer Zeitschrift erscheinen.

entdeckt und vergessen wurden. Wenngleich es bereits während der Anfänge der Psychoanalyse zu Auseinandersetzungen mit dem Geschwisterthema kam, spielte dieses zumeist lediglich eine Nebenrolle.

Sigmund Freud – ich kann in dieser Zusammenfassung die großen, komplexen Theorien nur andeuten – betonte in seinen Überlegungen vor allem die Rivalität um die Mutter sowie das Ausgeschlossenensein. Er spricht davon, dass sich der Ödipuskomplex zum Familienkomplex erweitert (Freud, 1916–17a, 346), benennt den Elternkomplex und den Geschwisterkomplex und skizziert in „Totem und Tabu“ (1912–13a) die Macht einer sich zusammenrottenden Bruderhorde.

Auch bei Melanie Klein stellen Geschwisterdynamiken eher ein Randthema dar. Klein arbeitet Neid als zentrales Gefühl unter Geschwistern heraus und geht davon aus, dass es unbewusste Phantasien gibt, Geschwisterkinder aus dem Bauch der Mutter geraubt zu haben (Klein, 1955). Sie benennt die Schuldgefühle von Einzelkindern, die von der Phantasie heimgesucht werden, sie hätten ihre ungeborenen Geschwister ermordet. Sie betont ausserdem die Bedeutung des sexuellen Kontakts zwischen Geschwistern und erkennt die Beziehung unter Geschwisterkindern als „eigenständige Beziehungsform an, ohne sie systematisch auszuarbeiten“ (Döll-Hentschker, 2017, 751).

Anna Freud beschäftigt sich vor allem auf der Basis des Textes „Ein Kind wird geschlagen“ mit möglichen Besonderheiten des Geschwisterseins. Sie wird von einem lebenslangen Interesse an Geschwistern begleitet, verfasst allerdings nie einen eigenen Text zu diesem Thema (a.a.O., 753). An dieser Stelle ist jedoch ihr Artikel mit dem Titel „Gemeinschaftsleben im frühen Kindesalter“ (Freud, A., 1951) zu erwähnen, in welchem sie darstellt, welche Dynamiken sich unter Kindern, die in Konzentrationslagern ohne ihre Eltern überlebt haben, entwickelten. Sie betont, dass die Kinder wichtige Besetzungsfunktionen füreinander übernahmen und so ihre Ängste besser meistern und soziale Einstellungen entwickeln konnten.

In den 1980er-Jahren wurde der Geschwisterbeziehung – vorrangig in Form einer vermehrten Auseinandersetzung mit Zwillingen – nach und nach mehr Interesse geschenkt (Döll-Hentschker, 2017, 753), und die Forderung nach Anerkennung der Eigenständigkeit, Eigenlogik und Eigendynamik der Beziehung zwischen Geschwistern wurde lauter (a.a.O., 756).

Trotz einer intensiveren Beschäftigung mit dem Thema bleibt aber deutlich, dass die horizontalen Komponenten der Geschwisterbeziehung unterbeleuchtet geblieben sind. Im Vordergrund der psychoanalytischen Auseinandersetzung standen bisher die vertikalen Komponenten des Geschwisterseins, die vor allem Aspekte wie Rivalität, Neid, den Kampf um die Liebe und Aufmerksamkeit der Eltern, Entthronung sowie Geschwistermord als Triumph betonen. Diese Punkte sind beim Nachdenken und Verstehen all dessen, was das Geschwisterthema ausmacht, selbstverständlich essenziell und sollen in ihrer Bedeutsamkeit nicht unterminiert werden. Vielmehr geht es mir um den Versuch, horizontalere, also von den Eltern losgelöstere Aspekte des Geschwisterseins zu ergänzen. Auch wenn eine Beschäftigung mit diesen bisher zu kurz gekommenen Facetten ein zeitweises Unterbeleuchten der Rivalitäten und

konflikthaften Aspekte bedeuten muss. Lenkt man das Scheinwerferlicht auf eine unterbeleuchtete Stelle, wird es an einer anderen Stelle dunkler.

Im Rampenlicht steht nun die Frage: Was sind Geschwister jenseits der Rivalität? Also, was bestimmt die horizontale Ebene zwischen ihnen?

Wie viele andere betont auch Hans Sohni (2014) in seinen Arbeiten immer wieder die gedankliche Vernachlässigung des Geschwisterzusammenhalts in der psychoanalytischen Literatur. Er zitiert Studien, die zeigen, dass Geschwister schon sehr früh mehr Zeit miteinander verbringen als mit ihren Eltern. Weiter erinnert er daran, dass die mit den Geschwistern geteilte Lebenszeit in der Regel länger ist als die mit anderen Menschen verbrachte.

Doch nicht nur quantitativ ist das Zusammensein mit Geschwistern bemerkenswert. Jeder und jede, der oder die Geschwister oder aber auch Phantasiegeschwister hat oder hatte, weiß um die Bedeutung geheimer Pakte und Bündnisse. Ewige Treueschwüre, die durch Liebesbeziehungen zu Nichtgeschwistern oft jähe Enttäuschungen finden können, geheime Verstecke oder sogar Geheimsprachen gehören ebenso zum gemeinsamen Aufwachsen von Geschwistern wie sexuelle Neugier und Handlungen. Besonders interessant sind natürlich die unbewussten Konsequenzen, die sich aus diesen Alltäglichkeiten des Geschwisterseins ableiten lassen.

Der Film der Cohen-Brüder, der diesem Vortrag seinen Namen leiht, erzählt die Geschichte dreier Knastbrüder, die nach dem Ausbruch aus der Gefangenschaft in Anlehnung an Homer eine wilde Odyssee erleben. Diese stellt ihre Loyalität und ihren Zusammenhalt vielfach auf die Probe. Gegenseitiger Verrat und Betrug, Verfolgung durch den Sheriff, Verlockungen, sich gegenseitig auszuliefern, ja sogar der Glaube, einer von ihnen sei in eine Kröte verwandelt worden – können nichts an dem brüderlichen Zusammenhalt der drei ändern. Kommt einer von ihnen in Schwierigkeiten, setzen die anderen mitunter sogar ihr Leben aufs Spiel, um ihn zu retten. Der Originaltitel („*Where art thou?*“) kommt aus dem Frühneuenglischen. Die Frage „Wo bist du?“ spielt auf die Frage Gottes an Kain nach dem Brudermord an: „Wo ist dein Bruder, Abel?“/„Where is Abel thy brother?“ (Gen 4,9).

In Astrid Lindgrens Roman „Die Brüder Löwenherz“ (1973) erfährt man, welche Schuldgefühle Geschwister plagen, wenn sie einander nicht „retten“ können. Der Jüngere der beiden Brüder ist sterbenskrank. Der Ältere rettet ihn aus einem brennenden Haus, indem er sich den Gelähmten über die Schultern legt und mit ihm aus dem Fenster springt. Dabei kommt er selbst ums Leben. In einer Art „Nachwelt“ müssen die Brüder einander nun immer wieder vor Gefahren retten. Die Geschichte endet damit, dass der jüngere Bruder den älteren, der nun gelähmt ist, auf den Rücken nehmen und mit ihm in die Tiefe springen muss, um ihn zu retten. Er scheint, als wären die beiden zur ewigen Wiederholung verdammt.

In Anbetracht all dieser Überlegungen stellt sich die Frage: Wie konnte es jemals dazu kommen, dass diese starken, bedeutsamen Bindungen und Verbindungen übersehen bzw. zu wenig betont wurden? Eine Richtung, in die die Beantwortung dieser Frage

gehen kann, führt zu Freuds Bruderhorde. Freud schreibt 1912 in „Totem und Tabu“: „Eines Tages [Fussnote] taten sich die ausgetriebenen Brüder zusammen, erschlugen und verzehrten den Vater und machten so der Vaterhorde ein Ende. Vereint wagten sie und brachten zustande, was dem Einzelnen unmöglich geblieben wäre.“ (Freud, 1912–13a, 171 f.)

Die Psychoanalyse verleitet durch die notwendige Betonung der Ungleichheit zwischen PatientIn und AnalytikerIn dazu, die Analytiker-Patient-Beziehung vor allem im Sinne einer Eltern-Kind-Beziehung zu denken. Demnach sind AnalytikerInnen geneigt, über Geschwister aus der Elternperspektive nachzudenken. Aus dieser kann es eine (natürliche?) Angst vor der Zusammenrottung der Geschwisterkinder/Patienten, die mit einer Überwältigung und Vernichtung des Analytikers oder der Analytikerin endet, geben. So berichten bei näherer Befragung viele Analytiker und Analytikerinnen von angsterfüllten Phantasien, Patienten und Patientinnen könnten sich zusammenrotten, alle gleichzeitig ihre Therapie beenden oder gar den Analytiker/die Analytikerin verklagen. Diese Furcht könnte den Blick für die Stärke der horizontalen Verbundenheit zwischen Geschwistern, aus welcher die Elternfiguren so weit wie möglich ausgeschlossen bleiben, verstellen. Diese – wenn man so will – umgekehrte Urszene erschwert den Blick auf den Zusammenhalt und die Beziehung der Geschwister jenseits der Rivalität. Möglicherweise handelt es sich auch um eine Angst, Phänomene weder präödiplal noch ödiplal einordnen zu können und auf diese Weise eine Sicherheit gebende Ordnung zu verlieren. So passiert es beispielsweise leicht, dass man vergisst, dass Antigone nicht nur Ödipus' Tochter, sondern auch seine Schwester war.

Eine Unterbetonung der Solidarität unter Geschwistern bringt die Gefahr mit sich, eine wichtige Kategorie der menschlichen Psyche zu übersehen. Phänomene, die weder als ödiplal noch als präödiplal hinreichend verstehbar sind, könnten mithilfe eines Konzepts von Geschwisterlichkeit begreifbarer gemacht werden. Bemühungen in diese Richtung münden jedoch meist in Konzeptionen von narzisstischen Phänomenen. So beispielsweise bei Freuds Überlegungen zum Narzissmus der kleinen Unterschiede („Das Unbehagen in der Kultur“), wo er betont, dass der Neid und die Missgunst unter Ähnlichen „eine bequeme und relativ harmlose Befriedigung der Aggressionsneigung“ sei (Freud, 1930a, 474).

Ähnliche Tendenzen zeigen sich in Freuds Ausführungen zum Doppelgänger aus „Das Unheimliche“ (1919h):

„Es sind dies das Doppelgängertum in all seinen Abstufungen und Ausbildungen, also das Auftreten von Personen, die wegen ihrer gleichen Erscheinung für identisch gehalten werden müssen, die Steigerung dieses Verhältnisses durch Überspringen seelischer Vorgänge von einer dieser Personen auf die andere – was wir Telepathie heißen würden –, so daß der eine das Wissen, Fühlen und Erleben des anderen mitbesitzt, die Identifizierung mit einer anderen Person, so daß man an seinem Ich irre wird oder das fremde Ich an die Stelle des eigenen versetzt, also Ich-Verdopplung, Ich-Teilung, Ich-Vertauschung – und endlich die beständige Wiederkehr des Gleichen, die Wiederholung der nämlichen Gesichtszüge, Charaktere, Schicksale, verbrecherischen Taten, ja der Namen durch mehrere aufeinanderfolgende

Generationen. Aber diese Vorstellungen sind auf dem Boden der uneingeschränkten Selbstliebe entstanden, des primären Narzißmus, welcher das Seelenleben des Kindes wie des Primitiven beherrscht.“ (Freud, 1919h, 257)

Diese Verbindungen oder Gleichsetzungen mit dem Narzissmus lasten dem Ähnlichen oft einen pejorativen Charakter an. Eine solche Abwertung verstellt die Sicht auf eine möglicherweise unvergleichbare Kategorie des menschlichen Denkens und Erlebens. Leichter fällt eine positive Betrachtung der Beschäftigung mit Gleichen, wenn es beispielsweise um die Bedeutung von *peer groups* geht.

Juliet Mitchell, die annimmt, dass Geschwister zuerst wie eine Art Klon gedacht und angesehen werden, bemüht sich um die Differenzierung einer allzu narzisstischen Konzeption des Geschwisterseins. Sie geht davon aus, dass Kinder ein neues Geschwisterkind „keineswegs als den ‚Anderen‘ erleben, sondern als sich selbst allzu sehr ‚gleich‘“. Mitchell betont, dass „Geschwister und ihre späteren lateralen Erben die soziale Welt mithilfe psychischer Mechanismen entdecken und erschaffen, die sich deutlich von denen unterscheiden, die in der ödipalen Familie vorherrschen“ (Mitchell, 2017, 812). Mitchell macht hier ganz deutlich, dass sich die Geschwisterlichkeit nur *zwischen* dem Präödipalen und dem Ödipalen ansiedeln lässt. Genauer: zwischen Narzissmus und Objekt: “loving one’s sibling like oneself is neither exactly narcissism nor object love” (Mitchell, 2003, 36).

Ein Geschwister ist mir ähnlich, doch es ist ein anderer, jedoch nicht ein anderer im Sinne des Ödipuskomplexes. Diese Stellung geschwisterlicher Dynamiken und Prozesse zwischen Narzissmus und Objekt stellen unser theoretisches und klinisches Denken vor eine Herausforderung.

Ich möchte an dieser Stelle vorschlagen, sich dieses Problems mithilfe von Donald Winnicotts Konzept zum Übergangsobjekt bzw. zum Übergangsraum anzunähern. Fasst man Gedanken, dass Geschwister einen wichtigen Beitrag zur Individuation leisten, könnte man geschwisterliche Funktionen im Sinne eines belebten Übergangsobjekts denken und verstehen. Hinzu kommt, dass Geschwister miteinander – und dies geschieht oft im Spiel – einen Übergangsraum eröffnen, der von einer einzigartigen Ambiguität gekennzeichnet ist.

Lassen Sie mich an dieser Stelle noch einmal herausarbeiten, was ich bezugnehmend auf die horizontale Ebene zwischen Geschwistern idealtypisch für charakteristisch und einzigartig halte und darum „Das Geschwisterliche“ nennen möchte.

- Zum einen teilen Geschwister ihr Erleben. Sie teilen eine gemeinsame Realität des Aufwachsens, der Eltern, ihrer Umwelt. Sie sind, wenn man so will, der Zeuge des anderen. Ein Austausch über dieses Erleben ermöglicht ihnen idealtypischerweise eine Stärkung des eigenen Ichs und eine Entidealisierung der Eltern. Wenig ist so erleichternd wie von jemandem, der in der gleichen Position ist wie man selbst, zu hören, dass er die Einschätzung über einen Dritten, mit dem man sich bislang alleine fühlte, teilt. So ist leicht zu verstehen, wie heilsam und stärkend es ist, von einem Geschwister zu erfahren, dass das Verhalten der Eltern nicht spezifisch mit dem Kind zu tun habe, sondern den

Eltern selbst zugeschrieben werden kann. „Die Mama ist immer so. Das hat nichts mit dir zu tun.“

- Dieser Realitätsabgleich und der darin implizite Zusammenhalt auch gegen die Eltern kann eine Unterstützung bei der Ablösung von diesen bieten. Hier wird die Implementierung der Winnicott'schen Theorie am deutlichsten. Das Geschwisterliche kann im Sinne eines belebten Übergangsobjekts gedacht werden, das weder dem Selbst noch dem Objekt wirklich angehört, sondern eine Mittelstellung zwischen beiden einnimmt.
- Weiters bieten Geschwister einander eine einzigartige Möglichkeit der Selbstreflexion. Ein Geschwister ist einem so ähnlich/gleich wie niemand sonst und doch ein anderer. Anders, als wenn man in einen Spiegel blickt – ein für den Narzissmus gerne gebrauchtes Bild –, ist die Betrachtung eines Geschwisters mehr mit dem Blick durch Glas zu vergleichen. Hinter der Scheibe sehe ich den anderen – das Geschwister –, zugleich erblicke ich meine Reflexion.

All diese Einzigartigkeiten stellen meiner Ansicht nach wichtige Funktionen auf dem Weg vom Narzissmus zum Objekt dar.

Selbstverständlich handelt es sich bei den beschriebenen Funktionen um idealtypische Facetten der Geschwisterbeziehung. Man kann nicht davon ausgehen, dass diese idealen Funktionen unter Geschwistern in der Realität die Regel sind. Weit häufiger begegnen wir vermutlich Fällen, in denen das Band zwischen Geschwistern Risse bekam (beispielsweise durch neidische, ängstliche Eltern, zu großen Neid und Rivalität unter den Geschwistern oder traumatische Erfahrungen des gemeinsamen Aufwachsens), wodurch eine gegenseitige Unterstützung nicht gewährleistet werden konnte.

Was ein Fehlen dieser Funktionen bedeuten kann und auch, was das für ihre Wichtigkeit bedeutet, die sich daraus ableitet, möchte ich kurz vor Schluss anhand eines Fallbeispiels zu illustrieren versuchen. Ich möchte einen Ausschnitt aus der Zusammenarbeit mit einem Patienten ohne Geschwister vorstellen.

Ich spreche von einem jungen Mann, der ohne Geschwister im ehemaligen Jugoslawien aufwuchs. Als der Patient im Vorschulalter war, nahm sich der Vater im Zusammenhang mit den Folgen des Krieges das Leben. Die Verantwortung, die sich der Patient an diesem Verlust gab, war in der Übertragung zwar spürbar, konnte bislang jedoch nicht besprochen werden bzw. war nicht bewusstseinsfähig.

Nach einer Zeit, die von negativer Übertragung geprägt war, begann der Patient seine Stunde damit, mir zu erzählen, er habe im Wartezimmer zu hören geglaubt, dass ich im Behandlungszimmer mit jemandem spräche. Er sei erschrocken, da er angenommen habe, ich hätte seine Stunde an jemand anderen vergeben.

Meine stillen und seine lauten Einfälle wanderten zuerst in Richtung (Geschwister-)Rivalität. Im Gedanken an die Schwierigkeiten der letzten Zeit schlug ich vor, dass die Anwesenheit eines dritten, anderen Patienten nicht ausschließlich von Rivalität und Neid, sondern auch von Erleichterung begleitet sein könnten. Ich sagte: „Es wäre

vielleicht auch schön, wenn hier jemand anderer wäre, mit dem Sie sich darüber austauschen könnten, wie schwer es ist, bei mir in Analyse zu sein.“ Woraufhin der Patient lachte und meinte: „Ja. Nur um zu wissen, ob Sie's den anderen auch so schwer machen, oder ob das an mir liegt.“

Die auf diese Stelle folgenden Assoziationen machten erstmals deutlich, wie wichtig es gewesen wäre, einen Bruder oder eine Schwester zu haben, der oder die nach dem Suizid des Vaters das Erleben teilen und die Schuldgefühle hätte lindern können. Im Zuge dessen trat auch die Phantasie zutage, der Patient habe keine Geschwister, weil der Vater nicht „noch jemanden wie ihn“, wie er sagte, hätte haben wollen.

Ich habe durch das Material zu zeigen versucht, wo meine oben angeführten theoretischen Ausführungen klinische Relevanz haben könnten. Dem möchte ich, die Diskussion anregend, weitere Fragen der klinischen Implementierung anschließen.

Wo sind wir als AnalytikerInnen mit Geschwisterdynamiken im Behandlungs-zimmer konfrontiert?

Angefangen im Kontext der Selbsterfahrung, der Ausbildung und bis hin zur andauernden Arbeit mit mehreren PatientInnen gleichzeitig begegnen AnalytikerInnen Geschwisterdynamiken jedenfalls in Form der Couchgeschwister. In dieser Zusammensetzung besteht eine besondere Gefahr, die horizontale Ebene unterzubeleuchten. Es fällt uns nicht leicht, Dynamiken zwischen Couchgeschwistern miteinzubeziehen, wenn nicht von konkreten oder phantasierten Begegnungen berichtet wird.

Umso wichtiger ist es, sich an Melanie Kleins Idee der unbewussten Vorstellungen von Geschwistern zu erinnern.

Dennoch mutet es uns eher magisch an, wenn wir erwägen, dass Geschwister und damit auch Couchgeschwister so etwas wie eine unbewusste Kommunikation teilen, die nicht ausschließlich über die Analytikerin oder den Analytiker läuft. Es könnte dabei um scheinbar Belangloses wie eine noch warme Couch, aber auch um schwer begreifbare Dynamiken in einer Behandlung gehen. So könnten diese mitunter nur durch das innere Einbeziehen der Entwicklung in einer anderen, parallel stattfindenden Behandlung verstehbar werden.

Was ich damit sagen möchte, ist, dass es für uns als AnalytikerInnen wichtig ist, anzuerkennen, dass es in jeder Behandlung jedenfalls unbewusste Vorstellungen von Couchgeschwistern geben muss. In Einklang mit Melanie Kleins Theorie, dass es von Geburt an Ideen darüber gibt, dass sich Geschwisterkinder im Bauch der Mutter befinden (Klein, 1955), schlage ich vor, davon auszugehen, dass PatientInnen von Beginn der Behandlung an (unbewusste) Phantasien darüber haben, dass es „andere“ PatientInnen gibt oder geben wird. Ich gebe daher zu bedenken, dass PatientInnen, die davon ausgehen, unsere einzigen PatientInnen zu sein, möglicherweise an ähnlichen Schuldgefühlen leiden wie Einzelkinder. Zudem möchte ich noch einmal betonen, dass wir nicht übersehen sollten, dass die Dynamiken unter Couchgeschwistern nicht ausschließlich von Neid und Rivalitäten, sondern auch von Phantasien eines mitunter sehr mächtigen und notwendigen Zusammenhalts geprägt sein können.

Ich habe versucht, zu zeigen, welche Ängste das psychoanalytische Nachdenken über Geschwister begleiten können. Ich plädierte anhand theoretischer und klinischer Ausführungen dafür, dass eine Auseinandersetzung mit diesen Ängsten uns den Blick auf eine wichtige und bisher unterschätzte Kategorie der Psyche frei machen kann. Ich möchte diese Kategorie noch einmal „das Geschwisterliche“ nennen, seine Funktion in Bezug auf Donald Winnicotts Konzept des Übergangsobjekts denken und es im Sinne Juliets Mitchells zwischen Narzissmus und Objekt ansiedeln. Dem folgend möchte ich – die Diskussion einleitend – zu bedenken geben, dass man als PsychoanalytikerIn wohl öfter in die Position eines Geschwisters kommt, als es zu glauben uns leichtfällt.

Literatur

- Döll-Hentschker, Susanne (2017): Geschwister(er)leben – Eine zu wenig beachtete psychische Dimension. *Psyche* 71, 780–811.
- Freud, Anna & Dann, Sophie (1951): Gemeinschaftsleben im frühen Kindesalter. *Die Schriften der Anna Freud* IV, 1161-1228.
- Freud, Sigmund (1912–13a): Totem und Tabu. *GW IX*.
- Freud, Sigmund (1916–17a): Vorlesungen zur Einführung in die Psychoanalyse. *GW XI*.
- Freud, Sigmund (1919h): Das Unheimliche. *GW XII*, 229–268.
- Freud, Sigmund (1930a): Das Unbehagen in der Kultur. *GW XIV*, 419–506.
- Genesis: <https://biblehub.com/genesis/4-9.htm> (6.11.2018).
- Klein, Melanie (1955): Die psychoanalytische Spieltechnik: Ihre Geschichte und Bedeutung. *GSK III*. Stuttgart-Bad Cannstatt: frommann-holzboog, 201–228.
- Mitchell, Juliet (2003): *Siblings: Sex and Violence*. Cambridge: Polity Press.
- Mitchell, Juliet (2017): Warum Geschwister? Das „Geschwistertrauma“ und das „Gesetz der Mutter“ auf der horizontalen Achse. *Psyche* 71, 780–811.
- Sohni, Hans (2014): *Geschwisterdynamik*. Gießen: Psychosozial.
- Winnicott, Donald W. (1974): *Reifungsprozesse und fördernde Umwelt. Studien zur Theorie der emotionalen Entwicklung*. München: Kindler, 1985.